Festrede zur fünfhundert jährigen geburts-feier Johannes ...

Albert Köster

Festrede zur fünfhundert jährigen geburts-feier Johannes ...

Albert Köster

Festrede zur fünfhundertjährigen Geburts-Feier Johannes Gutenbergs

gesprochen in Mainz am 24. Juni 1900 von

Albert Köster

Leipzig: Verlag von B. G. Teubner

Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein ehrfurchtsvoll gewidmet

Das ſchöne Feſt,
Johannistag,
Ihr wisst, begeh'n
wir heute

Mit dieſen Worten aus Richard Wagners Meiſterſingern rufen wir uns ein liebvertrautes, heiteres Bild vor die Seele: die blühende Stadt an der Pegnitz zeigt ſich uns, feiertäglich geſchmückt mit Fahnen und Kränzen, Jubel und Muſik überall, und eine frohbewegte Einwohnerſchaft, die hinauszieht, um bürgerlicher Kunſt und bürgerlichem Fleiss ihre Huldigung zu bringen. Das gleiche Bild ſchauen wir an dieſem Morgen, an dem das goldene Mainz ſich rüſtet, den ſtolzeſten Johannistag zu begehen, den ſeine ruhmreiche Geſchichte kennt, ein Familienfeſt zugleich und eine Weltfeier. Von allen Enden ſind die Gäſte herbei-

geeilt; und auf hunderttausend Lippen schwebt ein einziger Name: Johannes Gutenberg.

Wohl uns, dass wir diesen Namen kennen! Wir geniessen ja leider im Leben gar viele Segnungen ohne einen Gedanken an ihren menschlichen Urheber und müssen oft genug mit Klopstock klagen:

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder grosser Name zu oft!

Wohl uns darum noch einmal, dass wir bei der Feier des heutigen Tages klar und leuchtend den Mann vor uns stehen sehen, dem wir unsre Grüsse zurufen dürfen! Denn das menschliche Dankgefühl muss eben ein Ziel haben.

Zwar ist nicht zu allen Zeiten Gutenbergs Recht unangefochten geblieben. Wie um die Wiege Homers, so hat sich eine ganze Reihe von Städten ereifert um das Recht der Priorität bei der Erfindung des Buchdrucks. Aber das 19. Jahrhundert, das Zeitalter der

unerbittlichen historischen Kritik, hat hineingeleuchtet in das Labyrinth der Gründe und Gegengründe und hat schliesslich der alten Tradition des 15. Jahrhunderts, den guten Ansprüchen der Stadt Mainz wieder zu ihrem Rechte verholfen. Als schliesslich gar im Jahre 1889 eine der entscheidendsten Urkunden aus ihrem Dunkel und aus langer Verschollenheit wieder auftauchte, da durfte jeder Zweifel schweigen. Und so beglückwünscht heute dankbar die ganze civilisierte Welt die Geburtsstadt des Johannes Gensfleisch zum Gutenberg.

Ein Mainzer Patriziersohn war er, den wir heute feiern. In einer rauhen, auf höchst reale Zwecke gerichteten Zeit war er ein gläubiger Idealist, den die helle Begeisterung für seine Kunst über die Not dieser Erde trug. Ja, wir dürfen sagen: soweit uns die kärglichen Zeugnisse über die Person Gutenbergs belehren, war er ein Deutscher von reinster Art, ein

solcher, wie ihn der Ausländer gern belächelt, ein Mensch, der den harten Forderungen des Lebens nicht immer gewachsen war, und doch einer, von dessen edler Beschaffenheit wir unserm lieben Volke viele wünschen wollen.

Er ist nicht an der Scholle haften geblieben, sondern hat seine Lehr- und Wanderjahre durchgemacht. Geraume Zeit finden wir ihn in Strassburg ansässig, ein Gewerbe treibend, aber ohne einer Zunft anzugehören.

Es liegt ein Geheimnis über dieser Strassburger Zeit, nicht in jenem plumpen Sinn etwa, als ob Gutenberg dort im Elsass lichtscheue Künste getrieben habe. Ein Geheimnis ist es vielmehr, wie es die Knospe umschliesst, eben ehe sie zur Blüte aufbrechen will. Das rätselvolle Drängen des Genies auf jene grosse Erfindung hin, von der es unbewusst vielleicht erst träumt, das fällt in die

Strassburger Jahre hinein. Wir hören, dass der zum Manne reifende Jüngling dort lange Zeit mit techniſcher Kleinarbeit beſchäftigt iſt. Er fühlt und ſinnt ſich hinein in die Eigenart und Behandlung verſchiedener Metalle und edler Steine. Das, was den Handwerker zum Künſtler erhebt, vollzieht ſich in ihm: er lebt und webt ſo intenſiv mit dem toten Material, dass es unter ſeinen glückhaften Händen nun ſeinerſeits Leben gewinnt. Eine lange, raſtloſe Ausbildung musste vorangehen, bis endlich in dem Mainzer Bürgersſohne, ſei's von der Luſt, ſei's von der Not erzeugt, der geniale Geiſtesblitz aufleuchtete, dies mühſam errungene techniſche Vermögen peinlich genauen Metallguſſes nutzbar zu machen für die Vervielfältigung von Schriftwerken.

Er brauchte dafür nicht erſt die Preſſe zu erfinden; die gab es längſt. Auch war der Gedanke ſchon früher verwirk-

licht, Texte ebenſo wie Bilder in Tafeln einzuſchneiden und von ihnen Abdrücke herzuſtellen. Neu war es aber, die bisher gefeſſelten Lettern voneinander loszulöſen, ihnen eine ſo ſorgſam berechnete Form zu geben, dass ſie bei jeder beliebigen Aufeinanderfolge ſich harmoniſch und lückenlos zuſammenfügten, und vor allem ſie aus einem Stoffe herzuſtellen, der ihnen Widerſtandskraft genug ſelbſt für vielfache Benutzung gab.

Dieſe Forderungen hat Gutenberg erfüllt. Und wenn wir heute bisweilen geneigt ſind, ſeine Leiſtung als etwas Selbſtverſtändliches und Leichtes zu beurteilen, ſo liegt gerade in dieſem Eindruck die ſchönſte Huldigung. Denn das haben die Werke der Technik mit denen der Kunſt und der Wiſſenſchaft gemein: das Kleine erſcheint immer erquält und von Laune geboren, das Grosse ſtellt ſich als mühelos und ſelbſtverſtändlich dar,

wie ein Gebilde der Natur. Drum wollen wir Gutenberg nicht geringer schätzen, auch wenn wir die Zahl der schlaflosen Nächte nicht kennen, die ihm sein Werk bereitet hat. Und ebensowenig wollen wir uns von jenen Doktrinären beirren lassen, die uns lehren möchten: es seien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Verhältnisse des Buchverkehrs, das Verlagsgeschäft und das Lesebedürfnis so geartet gewesen, dass die Erfindung der Buchdruckerkunst eines Tages hätte erfolgen müssen, wenn nicht von Gutenberg, so von einem andern.

Nein, wir protestieren. Nicht ein beliebiger, sondern er allein vermochte nach seiner Geistesart und nach dem Fleiss vieler Tage ans Ziel zu kommen. Das freilich wissen wir alle, dass für jede Erfindung und überhaupt für jedes gedeihliche Erdenwerk die Zeit den Boden bereitet haben muss. Dann aber kommt der Einzelne und vollendet die That.

Was ist das Erfinden?“ fragt einmal Goethe. Und er antwortet: „Es ist der Abschluss des Gesuchten.“ Nun wohlan, suchen können Millionen Menschen, können ganze Völker; erfinden kann nur der eine, der in der rechten Sternenstunde geboren ist und der zum ersten Male die Probleme löst, an denen Tausende vor ihm gescheitert sind und Tausende noch scheitern würden, wenn er nicht gekommen wäre. So fassen wir die That des Erfinders auf; ein Lichtbringer ist er, nicht ein beliebiges Glückskind.

Aber es ist so oft das Schicksal dieser Sonnennaturen gewesen, dass die dumpfen Massen ihrer Mitmenschen, besonders ihrer Zeitgenossen, sie nicht begriffen haben. Und so liegt denn auch über Gutenbergs Leben die tiefe Tragik des Nichtverstandenseins. Nach wenig erfolgreicher Wirksamkeit in Strassburg musste er den Wanderstab nach seiner

Vaterstadt Mainz zurücklenken, um hier mit fremdem Gelde die erſte grössere Druckerei zu begründen, in der es möglich war, ein ſo ſchönes Werk wie die 42zeilige Bibel herzuſtellen. Es hätten Tage des Glücks für den emſigen Mann kommen können. Aber ihm war nicht beſchieden, den materiellen Segen ſeiner Arbeit zu geniessen. Während der immer auf die Erreichung seines hohen Ziels gerichtete Erfinder ganz in ſeiner Kunſt lebte, anregend und lehrend, Schwierigkeiten aufſuchend und überwindend, dabei aber gewiss ſorglos wirtſchaftend, trat an ihn noch einmal die Proſa des Lebens heran. Er entzweite ſich mit ſeinem bisherigen Gönner Johann Fuſt und musste nun als leiſe alternder Mann abermals von vorn anfangen und eine neue Offizin begründen. Wir können es an der ſonſt ſo ſtolzen 36zeiligen Bibel erkennen, wieviel Mühe es ihn gekoſtet hat, nur das Papier für ſeine Druckwerke ſich zu verſchaffen.

Dennoch aber klingt neben aller Bescheidenheit auch das gerechte Selbstbewusstsein des kämpfenden Mannes zu uns herüber aus den oft wiederholten Worten, mit denen er den Druck des Catholicon beschloss: „Unter dem Schutz des Höchsten, auf dessen Wink die Zungen der Unmündigen beredt werden, und der gar oft den Einfältigen kundgiebt, was er den Weisen verhüllt, ist dieses herrliche Buch Catholicon nicht mit Hilfe des Rohres, des Schreibstifts oder der Feder, sondern vermöge der wunderbaren Uebereinstimmung, Anpassung und Gleichmässigkeit der Patronen und der Formen gedruckt und fertiggestellt worden im Jahre 1460 nach der Menschwerdung unseres Herrn, in der lieben Stadt Mainz ruhmreicher deutscher Nation, die Gott in seiner Gnade durch eine so hohe Erleuchtung des Geistes und sein freiwilliges Geschenk vor allen Völkern der Erde auszuzeichnen und berühmt zu machen gewürdigt hat."

So blieb denn Gutenberg seiner Kunst heilig verschworen; sie war ihm Andacht, nicht Mittel zum Erwerb. Wenn Fust und Schöffer, wenn Gutenbergs Schüler Johann Mentel und andre reich geworden sind durch die geschäftliche Ausbeutung der neuen Technik, der Meister blieb arm; und die Nachwelt muss ihm an Ehren ersetzen, was die Mitwelt versäumt hat. Als er sich nach Eltville zurückzog, um als schlichter Hofdienstmann des Mainzer Erzbischofs seine Tage zu beschliessen, vergassen seine Zeitgenossen ihn schnell.

Und doch hat Johannes Gutenberg im Abendschein seines Lebens, auch wenn ihm äussere Anerkennung mangelte, noch die ersten schnellen Erfolge seiner schwarzen Kunst erlebt und damit die höchste Glückseligkeit des Erfinders gekostet: er sah sein Werk noch den Eroberungszug über die Erde an-

treten. Zuerst hatten Jünger und Gehilfen die erlernte Kunstfertigkeit in fremde Städte verpflanzt; dann hatte auch ein Zufall sich zugleich störend und fördernd ins Spiel gemischt. Die junge Friedenskunst nämlich war gleich anfangs in den Dienst kriegerischer Parteien gezogen worden. Als 1462 die Bürgerschaft und das Domkapitel sich über die Person des Mainzer Erzbischofs nicht hatten einigen können, da wurde eine ganze Reihe gedruckter Pamphlete gewechselt. Dann hielt der siegreiche Prälat, Adolf von Nassau, seinen Einzug in die Stadt und liess ein strenges Gericht über seine Feinde niedergehen: mit vielen andern Bürgern trieb er auch einige von den Buchdruckern aus, die sich nun neue Heimatsorte suchen mussten. So geschah es, dass Friede und Krieg, Geist und Geld, edelster Wettbewerb und schnödester Brotneid zusammenwirkten, um jene junge Kunst ins Leben hinauszureissen,

die ohne etwas Brutalität des Schicksals vielleicht noch längere Zeit ein geheimes, zurückgezogenes Dasein geführt hätte.

Schon nach wenigen Jahren sehen wir dann in allen wichtigen Städten längs des Rheins, dann in Bayern und in immer weiteren Kreisen Druckereien sich aufthun. Hat es doch schon im 15. Jahrhundert allein in Deutschland fast 250 selbständige Meister gegeben. Aber die räumliche Ausbreitung ist nicht immer gleichbedeutend gewesen mit einer inneren Vervollkommnung des Druckverfahrens. Das Wort „Kunst“, das nach dem Sprachgebrauch des ausgehenden Mittelalters oft nichts weiter sagen will als eine sichere, bisweilen auch geheime Fertigkeit und Geschicklichkeit, dies Wort hat die Buchdruckerkunst zwar während ihrer glücklichsten Entwicklung auch in unserm heutigen hohen Sinne für sich in Anspruch nehmen dürfen. Aber zwischen die Perioden des Auf-

schwungs schieben sich doch auch Zeiten des Niedergangs und der Gleichgültigkeit. Die Buchdruckerkunst steigt und fällt im Lauf der Jahrhunderte mit dem gesamten Kunsthandwerk und mit dem Frieden und Wohlstand eines jeden Volkes.

Noch wichtiger jedoch als die bisweilen beschleunigte, bisweilen verzögerte Vervollkommnung ist die gewaltige kulturelle Wirkung, die von Gutenbergs Erfindung ausgehen sollte. Jeden Schritt, den die Weltgeschichte gethan, hat die Buchdruckerkunst begleitet. Wir wollen im schnellsten Fluge diesen Siegeslauf betrachten; und wenn wir dabei nur deutsche Verhältnisse ins Auge fassen, so wird man uns das am heutigen Tage nicht als unberechtigten Stolz auslegen.

Die Kunst des Buchdrucks hat die Bildungsverhältnisse aller Länder umgestaltet; ja, es fehlt nicht an Zeichen dafür, dass

ſchon manche Altersgenoſſen des Erfinders eine Ahnung beſassen, als beginne mit dem ſinkenden 15. Jahrhundert ein neues Zeitalter. Rein äusserlich ſchon musste man den Umſchwung erkennen. Wenn früher nur wohlhabende Leute ſich in den Skriptorien der Klöſter einzelne koſtbare Handſchriften hatten herſtellen laſſen, ſo konnte nun in der Halle des Buchhändlers bald auch der gemeine Mann gedruckte Büchlein um geringen Preis zu eigen erwerben. Wenn im Mittelalter das Schriftweſen und die Kunſt des Leſens mit verſchwindenden Ausnahmen an den geiſtlichen Stand gebunden geweſen waren, ſo gab die neue Erfindung, die eine bürgerliche war, mit einem Schlage dem Laien ein gewaltiges Uebergewicht der Bildung über den bisher allzu exkluſiven Klerus.

Es haben allerdings nicht alle Kreiſe des Volkes mit gleicher Tiefe die Wohlthat empfunden. Am dankbarſten waren im

Beginn wohl die Gelehrten; und wohlthuend klingen uns über vier Jahrhunderte hin Jakob Wimphelings Worte herüber:

> Multum relligio, multum tibi Graeca sophia,
> Et multum debet lingua Latina tibi.
> Viel hat Religion, und viel hat griechische Weisheit,
> Viel hat deinem Geschenk Latiums Sprache verdankt.

Nicht ganz so heilsam hat sich die neue Erfindung anfangs der Dichtkunst erwiesen. Zwar nahm die Masse der ans Licht tretenden poetischen Erzeugnisse immer mehr zu. Aber der Stolz über das buchstabengetreu fixierte Gedicht hat die alte volkstümliche Freude früherer Jahrhunderte und das phantasievolle Mitdichten an dem nur mündlich verbreiteten Liede getötet. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts las man mehr als man sang.

Unberechenbar gross aber war die Folge des neugewonnenen Buchdrucks gleich im 16. Jahrhundert für jene grosse religiöse und soziale Revolution, die das ganze Volk erschütterte. Selbst wer nach seinem Gewissen den Neuerungen Widerstand leisten musste, wurde doch zu seinem Heil aus tödlicher Lethargie aufgerüttelt. Hier zeigte sich zum ersten Mal, was die Massenverbreitung von Druckwerken bedeutete. Von früheren grossen Kontroversen hatte das Volk immer nur von Hörensagen gewusst; gesprochenes Wort jedoch, aufwiegelnde wie beschwichtigende Rede konnte stets nur unklare Erinnerung zurücklassen. Jetzt am Anfang des 16. Jahrhunderts warfen dank der neuen Erfindung Freund und Feind, der Wittenberger Mönch und seine Gegner, Ritter und Geistliche, besonnene Gelehrte und unklare Schwärmer, leidenschaftliche Aufwiegler und sorgenvolle Freunde der Ruhe ihre Flugschriften zu Hun-

derten ins Volk. Und zum erſten Mal erging damit an jeden die Aufforderung: Nimm und lies, überdenke den Inhalt im Frieden deines Hauſes und bilde dir deine eigne Meinung. Ja, wem das Geheimnis der Buchſtaben verſiegelt war, mochte ſich vorleſen laſſen oder aus beigegebenen Bildern den Inhalt erſchliessen; in Mitleidenſchaft gezogen wurde jeder. Ein gewaltiges Mittel zur Befreiung der Geiſter bot hier die Buchdruckerkunſt dar, indem ſie hüben und drüben an Stelle der dumpfen Befolgung feſt formulierter Gebote das eigene Nachdenken wachrief.

Hundert Jahre ſpäter brach das furchtbarſte Unglück herein, das je unſer Volk getroffen hat: der grosse Krieg von dreissig Jahren. Das war keine Zeit, in der ſich der deutſche Bürger gern ins öffentliche Leben hinauswagte. Scheu und müde, und doch wieder ſtill fleissig ſehen wir ihn

schaffen. Kennzeichen dieses 17. Jahrhunderts sind jene ängstlich zurückgezogenen religiösen Konventikel, jene weltfremde Gelehrsamkeit, jene Poesie, die mit dem niederen Volke gar keine Fühlung hatte. Tausend kleine Kreise, Gemeinden und Gesellschaften bilden sich im Volke; und alle ziehen „die schöne Wunder-Kunst der edlen Druckerey“ in ihren Dienst. Kein Zeitalter hat auf sie so viele Oden gedichtet, ihr so viel Bedeutung beigelegt und ihr doch oft so elende Aufgaben zugemutet. Wenn wir in Antwerpen die Plantinsche Offizin besuchen oder in einer grossen Bibliothek die ungeheuren Mengen bedruckten Papieres aus dem 17. Jahrhundert mustern, dann lächeln wir bisweilen oder schütteln den Kopf über diese äusserst dauerhaften Folianten und Quartanten, die gar häufig ledern am Einband und ledern am Inhalt sind. Und doch, wir lächeln nicht nur, sondern beugen uns doch auch vor diesem ent-

ſagungsvollen, wenn auch oft fruchtloſen Fleisse. Die gewaltigen Büchervorräte aus dem 17. und der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben für uns heute eine ſymboliſche Bedeutung, wehmütig und erhebend zugleich. Sie ſind uns ſtumme Zeugen dafür, wie nach einer Zeit namenloſeſten Elends unſer Volk ſich wieder hinaufarbeitete, wie eine Generation der nächſten immer wieder das Beiſpiel angeſpannteſter Pflichttreue gab.

Dann aber brach mit der Mitte des 18. Jahrhunderts für Deutſchland und damit auch für die deutſche Druckerkunſt ein glorreiches Zeitalter an: die Einigung des zerſplitterten Volkes bereitete ſich vor. Es konnte zunächſt noch kein realer politiſcher Zuſammenſchluss werden; dahin ging das Verlangen der Deutſchen, die zwiſchen der engen Ausbildung des eignen Ichs und zwiſchen ſchrankenloſem Weltbürgertum hin- und herſchwankten, damals

noch nicht. Aber eine ideale Einigung der Nation vollzog ſich. In gemeinſamem Empfinden traf das ganze Volk zuſammen: in der Bewunderung für die Grösse Friedrichs des Einzigen und in dem Dank für die Gaben unſrer klaſſiſchen Dichter und Denker. Zu keiner Zeit iſt die Buchdruckerkunſt berufen geweſen, eine ſolche Fülle edelſter Geiſtesſchätze dem Volke zu vermitteln, wie im Zeitalter Leſſings, Goethes und Schillers.

Um aber dieſe Früchte höchſter äſthetiſcher Erziehung und freieſter Geſittung zur Reife zu bringen, musste zugleich ein andres nationales Werk ans Ziel geführt werden. Vier Jahrhunderte ſchon hatte Deutſchland gerungen, über die Einzeldialekte hinaus zu einer gemeinſamen Schriftſprache zu gelangen. Sekretäre der Kanzlei, Sprachmeiſter, Schriftſteller, die beſten Patrioten haben ſich gemüht, die ſchwierige Aufgabe zu löſen. Und unvergeſſen

ſoll es ſein, dass unter ihnen auch die deutſchen Drucker waren, die im 16. Jahrhundert, gerade alſo in mühevollſter Zeit, von ihren Setzerwerkſtätten aus das grosse Werk des ſprachlichen Ausgleichs gefördert haben. Vollenden freilich konnte es ſich erſt in und mit der Blütezeit unſrer Litteratur.

Hundert Jahre nach der geiſtigen fand dann die politiſche Einigung Deutſchlands ſtatt. Inzwiſchen aber hatte wiederum durch immer weitere Ausbildung von Gutenbergs Erfindung die Welt ein anderes Anſehen gewonnen. Die politiſch erwachten Völker verlangten nach ſchnellerem und häufigerem Austauſch der Meinungen. Und ſo iſt im 19. Jahrhundert jenes gewaltige internationale Räderwerk entſtanden, das ſich die Preſſe nennt. Mit ſo ungeheurer Geſchwindigkeit arbeitet jetzt die Druckerkunſt, dass ſchon die Meinung aufgetaucht iſt, ſie ſei nicht nur tech-

nisch, sondern auch kulturell an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt und werde in Zukunft den Völkern neue Dienste nicht mehr leisten können.

Aber wir brauchen die Hoffnung nicht sinken zu lassen. Schon jetzt kündet sich die Aufgabe für das 20. Jahrhundert an: die Ueberbrückung der Kluft, die sich zum Unheil zwischen dem dritten und vierten Stande gebildet hat. Tausende der edelsten Menschen sind an der Arbeit, um denen zu helfen, die nicht in der Stickluft materieller Forderungen beharren, sondern hinaufstreben möchten zum Licht einer befreienden gemeinsamen Volksbildung. Ihnen allen kann die herrliche Kunst, der das heutige Fest geweiht ist, eine Hilfe bieten. Freilich mahnt uns die Geschichte schon seit den ältesten Zeiten der Typographie, vorsichtig zu sein bei der massenhaften Verbreitung von Druckschriften. Durch Jahrhunderte lässt

es sich verfolgen, dass der naive, wenig belesene Mann ein bedrucktes Blatt stets als etwas ganz Besonderes ansah. Einerseits flösste es ihm ein neugieriges Grauen ein, als ob wohl geheimer Zauber von ihm ausgehen müsse; anderseits betrachtete er es, sobald er seinen Inhalt kannte, doch auch mit einer gewissen Zuversicht, als sei an der Glaubwürdigkeit eines solchen Berichtes gar nicht zu zweifeln. Es mag wohl das Zutrauen zu dem gedruckten Wort mit darin begründet gewesen sein, dass es anfangs vor allem Bibeltexte und Ablasszettel waren, die die weiteste Verbreitung fanden. Aber über diese Verehrung heischenden Blätter hinaus heftete sich die Leichtgläubigkeit des Volkes auch an jeden beliebigen Wunderbericht und an jede „Newe Zeitung“. Vom ersten Tage an und bis in unser Jahrhundert hat es sich erwiesen, wie stark man das Volk durch Gutenbergs Kunst beeinflussen kann. Das soll uns

zu denken geben und uns mahnen, das Wort auf die Wage zu legen.

So stehen wir denn an diesem Tage nicht nur wie an früheren Gutenbergfesten rückwärts gewandt und dankbar für empfangene Wohlthat da, sondern wir sehen hellen Blickes in die Weite und suchen das Werk, das ein grosser Mensch uns anvertraut hat, immer weiter auszubauen.

In dem Kranze, der die Stirn und das wellige Goldhaar der Germania beschattet, bedeutet jedes Blatt eine nationale Grossthat. Zur Hälfte sind es jene blutigen Siege, zu denen das ganze Volk in seiner Not sich zusammenraffte und die eben darum in erster Linie diesem einen Volke zu gute gekommen sind. Zur andern Hälfte sind es die Friedenswerke jener Einsamen, die Gut und

Blut an einen hohen Gedanken gesetzt. Und unter diesen Thaten obenan begrüssen wir Johannes Gutenbergs Kunst. Völker verbindend, frieden verheissend, zukunftreich und nimmer alternd, so stehen die grossen Erfindungen in der Geschichte da, ein Segen denen, die sie gebracht, ein Segen denen, die sie empfangen.